Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 37. Bromberg, den 6. Mai 192

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(14. Fortsetzung.)

Anfangs schienen Versuche dieser Art Erfolg zu versprechen. Mäuse, Kaninchen und Hunde, denen man langsam ansteigend immer größere Mengen von getöteten Bazillen eingeführt, erkrankten auf die Ansteckung von lebenden Bazillen nicht.

Dennoch erschien dieser Weg nicht gangbar. Denn die so erworbene Immunität hielt nur wenige Tage an. Verstrichen zwischen Schutzimpfung und Infektion acht Tage, so haftete die Ansteckung, und das Versuchstier ging genau so ein, wie ein nicht geschütztes.

Die beiden Forscher waren von diesem Ergebnis sehr enttäuscht. Sie hatten sich nach den Resultaten der Choleraschutzimpfung, die sich im Weltkrieg so glänzend bewährt hatte, mehr erwartet.

Sie gaben daher nach viermonatlicher, mühe- und gefahrvoller Arbeit diesen Weg vollständig auf. Nur für ihre eigene Person verzichteten sie nicht auf diesen Schutz und impften sich jeden dritten Tag mit einigen Millionen frisch abgetöteter Makrokokken.

Die zweite Möglichkeiten bot sich ihnen durch die Feststellung, daß die Mikroben bei Kaltblütern wirkungslos blieben.

Der grundlegende Versuch war der folgende:

Ein Frosch wurde infiziert. Er blieb munter und gesund. Aus seinem Blute entwickelten sich auf Nährböden, die mit dem Blute von Menschen, Säugetieren oder Vögeln versetzt waren, bei Bruttemperatur Keime, welche volle Giftwirkung zeigten. Überimpfte man aber direkt vom Kaltblüter auf den Warmblüter, also vom Frosch auf die Maus, den Hund, so erkrankte das Säugetier an leichtem Fieber und fraß drei, vier Tage nicht, erholte sich dann aber und war gegen weitere Ansteckung gefeit. Es steckte aber die im selben Käfig befindlichen anderen Tiere an. Noch am Tage der Infektion gingen die Mitbewohner des Käfigs plötzlich unter den schon bekannten Erscheinungen ein.

In den derzeit üblichen ärztlichen Jargon übersetzt, hieß das: Tierkörperpassage durch Kaltblüter schwächt die Infektiosität ab, Warmblüterpassage steigert sie. Die mit Kaltblütermikroben infizierten Tiere werden zu Mikrobenträgern, welche für ihre Umgebung sehr gefährlich sind.

Auf Grund dieser Feststellungen ließ sich mutmaßen, wie es zum Ausbruch der Seuche auf der Klippe gekommen sein mochte. Wahrscheinlich schmarotzte der Makrokokkus als harmloser Mikrobe auf einem Wassertier der Klippe. Als dann die bisher unbewohnte Insel von Menschen besiedelt wurde, hatte irgend ein Haustier, ein Hund, eine Katze, eine Ratte oder Maus ein derartiges Wassertier gefressen und war, ohne selbst tötlich zu erkranken, Verbreiter der Seuche geworden. Der isolierten Lage der Klippe war es zu danken, daß die Seuche auf den Ursprungsherd beschränkt blieb, und dem Umstande, daß von dort keine Schiffsladungen in die Welt gingen. Wäre eine solche Ratte als gesunder Mikrobenträger auf ein Schiff mitverladen worden und zufällig während der Fahrt in einem abgeschlossenen isolierten Raum verblieben, der beim Landen zur Warenabladung geöffnet wurde, die Folgen wären nicht auszudenken gewesen.

Nun hieß es feststellen, wie lange so ein Versuchstier Mikroben ausschied. Ließ sich eine Zeitgrenze nicht feststellen, so war auch auf diesem Wege eine Immunisierung nicht möglich. Dann mußte Japan eben auf die Benutzung der Insel zu Kriegszwecken verzichten. Denn jedes Lebewesen, das, mit Kaltblütermikroben behandelt, seuchenfest wurde, brachte seiner gesamten Umgebung den Tod, ob Mensch, ob Tier.

Nachdem sie zwei Monate täglich ein immunisiertes, mikrobentragendes Kaninchen von Käfig zu Käfig getrieben, gaben sie auch diesen Weg auf. Denn es brachte Stunde für Stunde allen Zellengenossen den Tod.

Weniger, weil er einen Erfolg erhoffte, als weil er kein Mittel unversucht lassen wollte, behandelte Wieser einen solchen Mikrobenträger mit toten Makrokokken. Es half. Zwei Stunden nach der Injektion hörte die todbringende Ausscheidung auf. Aber die einmal erworbene Giftfestigkeit gegen die tötliche Seuche blieb. Aus der Analogie mit der Kuhpockenimpfung, welche jahrelang gegen Blattern schützt, ließ sich auf eine sehr lange Zeit dauernde Immunität schließen.

Der Versuch wurde wiederholt. Warmblüter aller Art, Vögel, dann kleinere, dann größere Säugetiere. Versuche mit dem Blut verschiedener Kaltblüter. Überall dasselbe Resultat. Fieber, dann Immunität und auf Impfen mit totem Material Aufhören der Ausscheidung. Am leichtesten waren die Krankheitserscheinungen bei Benutzung von Schildkrötenblut.

Während der sechs Monate, welche diese Tierversuche dauerten, machten die beiden Ärzte eine schwere Zeit durch. Sie lebten unter strengster Klausur, eingeschlossen in ihrem Gang. Kein Mensch durfte ihnen nahen. Frische Luft konnten sie bloß durch das Oberlicht in ihren Zimmern schöpfen. Der Verkehr mit der Außenwelt erfolgte telephonisch. Durch ein pneumatisches Rohr erhielten sie von außen in einer anpassenden Metallkapsel Speisen und Getränke, Bücher, Briefe, Zeitungen, Versuchstiere und Chemikalien. Das Eßgeschirr beförderten sie täglich auf demselben Wege in Thymollösung zurück. Ihre Kleider reinigten sie selbst, und auch ihre Zimmer brachten sie selbst in Ordnung. Für den ärztlichen Außendienst war ein junger Hilfsarzt aus Japan berufen worden.

Es waren indessen einige Sendungen von Briefen Herthas und drei Pakete Zeitungen gekommen. Auch deutsche Blätter waren für Wieser eingetroffen, Tages- und Fachblätter. In einem Riesenballen waren gleich Berliner Zeitungen von drei Monaten vereinigt. Es war eine Erquickung, gleich einer Rückkehr in die Heimat. Er las von Gegenden, von Namen, die ihm vertraut waren, er lebte das unruhige Fieberleben seines Volkes in dieser Zeit mit. Nachdem er die Blätter der Tagreihe gemäß geordnet hatte, las er sie in der freien Zeit, die ihm die mühsame, nervenaufregende, lebensgefährliche Arbeit ließ, systematisch vom Beginn bis zum Schluß durch. Er begann mit dem politischen Teil und den Telegrammen, dann kamen der „Roman", die Tagesnotizen, Kunst, Literatur und Börse und zum Schluß die kleinen Anzeigen.

Aber es ist gefährlich, die Zeitereignisse so zusammengeballt zu betrachten. Besonders die öffentlichen. Denn es bringt Zusammenhänge, welche der nicht ahnt, dessen Hirn sich vierundzwanzig Stunden von einem Leitartikel, von einer Depeschenreihe ausdunsten kann, bevor ihm dieselbe Kost wieder vorgesetzt wird.

Erst war er entsetzt über die Gedankenarmut und trostlose Flachheit der politischen Gedanken, die man dem Volke der Dichter und Denker als geistige Kost aufzutischen wagte. Dann aber sah er schärfer, sah die Gruppen der Geschäftsleute, die mit verteilten Rollen ihre mißtönenden Parteischlagworte dem armen, gepeinigten, geduldigen deutschen Volke in die Ohren gellten. Sah, wie die Grundsätze „zurückgestellt“ wurden geschäftlicher Vorteile halber. Wie alle tönenden Worte, Religion, Moral, Nation, Vaterlandsliebe, Liebe zur engeren Heimatsscholle von skrupellosen Geschäftsleuten nur zu dem Zwecke gebraucht wurden, sich auf Kosten der Allgemeinheit persönliche Vorteile, Ämter und Ämtchen und geschäftliche Gewinne zu ergattern. Gewiß, in Ost und West lauerten habsüchtige, erbarmungslose Feinde, die seinem Volk das Mark aus den Knochen sogen, größer aber war noch der Schade und unheilbarer, den die Politiker aller Richtungen und Schattierungen unter Mißbrauch des Namens der erhabensten und heiligsten Gedanken täglich und stündlich dem ehrlichsten und fleißigsten Volke der Welt zufügten.

Ein bitterer Ekel überkam ihn. Er begriff die tiefe Weisheit der Einsiedler, die aus dem Getriebe der Städte in die schweigende Einsamkeit der Wälder und Wüsten flüchteten.

Dasselbe Bild wie in der Politik zeigte sich in der Kunst und Literatur.

Im Lokalteil fand der deutsche Arzt einige bekannte Namen. Nach und nach im Laufe der Tage setzte sich da eine ganz interessante Verbrechernovelle zusammen.

Am 21. April hatte man aus dem Landwehrkanal die notdürftig angekleidete Leiche eines älteren Mannes gezogen. Sie wies Kopfwunden auf, die dem Toten noch bei Lebzeiten beigebracht worden waren. Offenbar lag ein Verbrechen vor. Man wußte nicht, wer der Tote sei, aber die Polizei war den Tätern bereits auf der Spur.

Das Abendblatt vom 22. brachte einige Zeilen über „Die Wasserleiche aus dem Landwehrkanal“, das Gutachten der Gerichtsärzte, nach welchem der Mann noch lebend in das Wasser geworfen oder gefallen war, um seinen Tod durch Ertrinken zu finden. Die Identität des Mannes war noch immer nicht festgestellt, und die Polizei war den Tätern noch immer auf der Spur.

Am 23. April trauerte ganz Deutschland an der Bahre eines seiner Großen. Der berühmte Literaturhistoriker und Kunstkenner B. war es, dessen sterbliche Hülle man vor zwei Tagen beim Morgengrauen den Gewässern des Kanals entrissen hatte.

Donnerwetter! Das war ja die Berühmtheit aus der „Illustrierten Zeitung“, mit der er im Salon des Geheimrats Baier zusammengesessen, wo sie mit dem Inder „tiefsten“. Der erklärt hatte, er sei 70 Jahre alt und habe die ganze Zeit über nur „linear“ gelebt.

Wann war der Mann gestorben?

Am 20. April war der Abend beim Geheimrat. Um 5 Uhr morgens des 21. April hatte ihn Hertha aus dem Philosophenzimmer geholt. Um 6 Uhr morgens fanden städtische Gasarbeiter die Leiche des Professors bei der Gasanstalt.

Der Literarhistoriker war zur selben Zeit gestorben, wo er, Wieser in der Leipziger Straße den Fuß des Fräulein Bröſicke verbunden hatte. Der Geheimrat wohnte in Berlin W. Auf dem Wege zu seiner Wohnung mußte der Professor den Landwehrkanal passieren; hatte doch auch er mit seiner Frau ihn im Zuge der Potsdamer Straße überschritten.

Wer konnte der Mörder sein? Für ihn gab es keinen Zweifel. Die beiden Russen. Hatte nicht der eine dem andern mitgeteilt, der Professor habe 50 000 Mark bei sich? Worauf der andere erklärt hatte, sie dürften den Gelehrten nicht aus den Augen verlieren. Dann waren sie mit ihm fortgegangen. Schade, daß er nicht in Berlin geblieben, sondern schon am nächsten Tage direkt von der japanischen Botschaft aus fortgefahren war. Er hätte die Polizei sofort auf die richtige Fährte geleitet.

Die Zeitung vom 25. April wußte bereits, daß der Gelehrte den letzten Abend seines Lebens beim Geheimrat Baier zugebracht habe. Ein findiger Reporter hatte den Geheimrat ausgehorcht und veröffentlichte die Namen der sechs Herren, unter denen der Tote die letzten Stunden verlebt hatte.

Am 26. hatte der Reporter vier von den sechs Herren ausgefragt. Auch hatte er gemeldet, daß der Inder und Dr. Fritz Wieser am nächsten Tage abgereist seien, und ließ [illegible]n den Zeilen unbestimmte Verdächtigungen gegen diese beiden Männer durchblicken.

Das war noch schöner. Da stand er wohl schon durch sechs Monate im Verdacht des Raubmordes und wußte nichts davon.

Aber nein. Schon am 27. April hatte die Berliner Polizei aus dem Bericht des Schutzmanns Wilhelm Kulike festgestellt, daß der abgereiste Dr. Fritz Wieser unmöglich an dem Verbrechen vom Landwehrkanal beteiligt sein konnte, weil er zur Zeit desselben in „der Leipziger Straße seinen Samariterdienst ausgeübt“. Das Alibi des Arztes war somit einwandfrei sichergestellt.

Warum hatte ihm denn Hertha nichts von der Sache geschrieben, die so viel Staub aufgewirbelt?

Am 27. April endlich erfolgte die sensationelle Aufklärung des Verbrechens. Der Inder hatte der Redaktion von London aus mitgeteilt, die beiden Russen seien mit dem Professor zusammen fortgegangen. Sie hätten ihn am Ufer des Kanals zwischen der Genthiner und Magdeburger Straße durch Schläge auf den Kopf betäubt, ausgeraubt und ins Wasser geworfen. Er sei nicht dabei gewesen, er habe das Haus des Geheimrats erst gegen 7 Uhr verlassen. Woher er das wisse? Er habe, als er in London von dem Verbrechen las, „seinen Geist auf die letzten Stunden des Gelehrten konzentriert“ und das Verbrechen „geschaut“. Hätte er früher daran gedacht, so hätte er es zu verhindern gewußt. Aber er sei damals intensiv damit beschäftigt gewesen, das größte Unglück abzuwenden, das je die Menschheit bedroht und auch sein Lebenswerk gefährde, und habe daher seine Geisteskräfte voll und ganz dieser Aufgabe zugewendet. Er könne noch nicht einmal mit Sicherheit sagen, daß es ihm gelungen sei.

Das Blatt fügte hinzu, es habe den Brief vor dem Abdruck dem Polizeipräsidium zur Verfügung gestellt; daraufhin seien die beiden Russen verhaftet worden; man habe bei ihnen Reste der Beute gefunden, die sie noch nicht zu Geld hatten machen können. Unter der Beweislast der ihnen vorgehaltenen Verdachtsmomente wären sie zusammengebrochen und hätten alles genau so gestanden, wie es im Briefe des Inders beschrieben gewesen.

Eine höchst sonderbare, phantastische Geschichte.

Freilich, das Blatt war bekannt für die phantasievolle Aufmachung, mit der es die trockensten Dinge belebte. Dem verdankte es auch seine Beliebtheit bei dem größten Teile des Berliner Publikums. Aber so eine tolle Sache im April! Wenn es noch die Hundstage gewesen wären!

Am 1. Mai brachte die Zeitung einen polemischen Artikel gegen die Polizeidirektion. Natürlich! Jetzt habe alles der Kriminalwachtmeister Wernicke gemacht. Die Russen beobachtet, die ihm schon lange verdächtig gewesen, die Uhr des Ermordeten beim Pfandleiher sichergestellt, die Spur zu den Russen zurückverfolgt usw. Natürlich sei es leicht, nachher, wenn von dritter Seite die Aufklärung erfolgt sei, ein kühnes, imponierendes Gebäude kriminellen Scharfsinns zu konstruieren. Wie die Polizei es angeblich gemacht habe, hätte sie es machen sollen. Die Redaktion sei weder einem Aufsitzer zum Opfer gefallen, noch hätte sie den Brief des Inders konstruiert. Der Brief mit der Originalmarke und Anschrift läge in der Redaktion, und wer es wolle, könne ihn besichtigen.

Wieser lachte auf. Das hatte der Reporter glänzend gemacht. Er zweifelte selbstverständlich keinen Augenblick an der Richtigkeit der polizeilichen Darstellung, die zwischen den Zeilen des streitlustigen Aufsatzes hervorleuchtete. Das Blatt hatte aus einem alltäglichen Raubmord einen Sensationsfall gemacht und mußte in diesen Tagen einen reißenden Absatz gefunden haben. Und das war schließlich der Zweck der Übung.

Am 2. Mai war kein Wort mehr über die Ermordung des Gelehrten im Blatte zu finden. Dagegen entdeckte er in der Rubrik „Aus der Gesellschaft“ neue Notizen, die seine Aufmerksamkeit erregten.

Das war eine der Reklame-Notizen des Park-Sanatoriums. Frau Bröſike hatte, vollständig erholt, mit ihrer Tochter das Sanatorium verlassen. Die junge Dame konnte der häuslichen Behandlung übergeben werden. Ferner war Frau Hertha Wieser, die vor einer Woche erkrankt war, vollständig geheilt aus der Anstalt geschieden. Dann wurde noch eine Reihe von Persönlichkeiten genannt, welche die bewährte, glänzend geleitete Anstalt teils verlassen, teils aufgesucht hatten, und zum Schluß wurde mitgeteilt, daß es der Direktion gelungen sei, den in Fachkreisen rühmlichst bekannten Bakteriologen Dr. Mosner für das Sanatorium zu gewinnen.

Das hatte ihm ja Hertha bereits geschrieben.

Natürlich. Jetzt hatte er die Erklärung, warum sie in ihrem Briefe des ermordeten Gelehrten nicht gedachte. Während das rührige Berliner Blatt Schaum schlug und in Sensation machte, hatte sie krank gelegen, und man hatte alle Aufregungen von ihr fern gehalten. Auch hatte sie den Professor ja gar nicht gekannt.

Schluß für heute! Wenn er an einem Abend das ganze Paket durchstudierte, was sollte er morgen machen? Er war doch nicht hergekommen, Berliner Zeitungen zu studieren, sondern um zu arbeiten.

Sein Tag war vollständig in der gemeinsamen Arbeit mit Dr. Yogbushiwa in Anspruch genommen. Morgens das

Bad, dann Laboratoriumsarbeit, vor dem Mittagessen japanische Leibesübungen, Dsiu-Dschitsu, in denen der gelbe Kollege Meister war. Nach dem Mittagessen eine kurze Pause. Dann gemeinsame Arbeit bis zum Abend.

Obwohl die Zeit wie im Fluge rannte, hatten sie das Gefühl des Endlosen, nicht Aufhörenwollenden.

Es gibt gar keine Krankheit, bei welcher zwei Forscher in so staunend kurzer Zeit alle Rätsel gelöst, wie sie beide. Es mochte daher kommen, daß sich noch nie ein Forscherpaar so hermetisch von der Außenwelt abgeschlossen hatte wie sie. Trotzdem konnten sie nicht zu dem Gefühl der Freundschaft, der Zusammengehörigkeit kommen, wie es sich zwischen Männern zu entwickeln pflegt, die unter beständiger Lebensgefahr gemeinsam auf dasselbe Ziel losarbeiten. Es war nicht bloß die verschiedene Denkart, Erziehung, Religion und Hautfarbe, die sie trennte. So nett und liebenswürdig der Japaner sich gab, Wieser wurde die unbestimmte Empfindung nicht los, daß der Kollege ihm mißtraue, daß er ihn förmlich belauere. Augenscheinlich hatte es sein Mißtrauen geweckt, daß Wieser die japanischen Zeitungen so gründlich studierte. Nun brachte Yoghushiwa bei ihren Arbeiten das Gespräch auf japanische Zustände und stellte Behauptungen auf, die mit den Nachrichten im direkten Widerspruch standen, die Wieser in den japanischen Blättern gelesen.

Schon bei dem ersten Versuche des Mongolen, seinen weißen Kollegen über seine Ansichten von Japan und dessen Zuständen auszuholen, hatte dieser die sichere Empfindung einer Falle, die ihm da gestellt werde. Er hätte ja zugestehen können, daß er japanisch spreche und schreibe; das hätte er aber am ersten Tage tun müssen. Im alleräußersten Falle hätte er sich zu diesem Geständnis bequemen dürfen, als ihm die Kunde ward, er sei offiziell vom Kaiser zum Ritter ernannt und dadurch japanischer Vollbürger geworden. Jetzt, das sah er ein, war es zu spät.

Er ging daher auf Gespräche über japanische Verhältnisse grundsätzlich nicht ein. Er nahm höflich dankend die Mitteilungen Dr. Yoghushiwas als interessante Bereicherung seines Wissens entgegen, fragte über das eine oder andere Detail und ließ sich die größten Bären aufbinden, ohne zu widersprechen.

Er hatte das Gefühl, als spiele die Katze mit der Maus. Die Maus war er.

Darum freute er sich doppelt, als endlich ein Resultat sichtbar ward. Nun kam er doch mit anderen Menschen zusammen, konnte, wenn auch in stark beschränktem Umkreis, ins Freie, sah ein Ende seines Aufenthalts unter Japanern in greifbare Nähe gerückt. Denn seine Aufgabe war zwar noch nicht beendet, aber dem Enderfolg nahe.

Am Abend des Tages, wo er mit Dr. Yoghushiwa festgestellt, daß ein brauchbares Verfahren der Immunisierung gefunden sei, kam wieder ein Paket Briefe und Zeitungen in seine Hände. Die Briefe seiner Frau enthielten nichts Wesentliches von Interesse. Fräulein Kruse hatte sich verlobt, Frau Negolin hatte Zwillinge bekommen, Frau Schulze war von ihrem Manne erwischt worden; nun war die Scheidungsklage eingebracht worden. Was ihn das interessierte!

Als er das japanische Zeitungsblatt zur Hand nahm, las er gewohnheitsmäßig erst die Rubrik „Aus der europäischen Gesellschaft in Japan". Er fand da u. a. die Nachricht, daß Mr. Belridge der britischen Botschaft in Tokio attachiert sei. Der junge Diplomat befinde sich auf der Hochzeitsreise. Tokio sei die letzte Station. Die anmutige Gattin sei die Tochter des englischen Generals Welcome, der sich im Kriege durch vorbildliche Energie in der Niederwerfung der indischen Aufstandsbewegung ausgezeichnet habe.

Wieser lachte belustigt auf. Also doch Belridge und nicht Brandson. Trotz der Liebe von 3000 Jahren. Na ja, Donna è mobile. Schließlich sind 3000 Jahre eine lange Zeit. Da konnte ihr niemand den Wunsch nach einer Abwechslung übelnehmen.

Klar war es ihm heute, daß nur der Einfluß der Frau Lagrange die Verlobten auseinandergebracht hatte. Was aber konnte diese für Gründe für ihr Vorgehen gehabt haben?

Er nahm das Blatt wieder zur Hand. Da sprang ihm eine blau eingerahmte Notiz ins Auge. Sie lautete: Wie wir berichteten, weilt ein hervorragender deutscher Arzt und Forscher, Herr Dr. Fritz Wieser aus Berlin, auf japanischem Boden. Er hat für unser Land Großes geleistet, und unser erhabener Monarch hat ihn großmütigerweise zum Ritter ernannt. Diesen unsern weißen Mitbürger hat ein schwerer Schlag getroffen. Er ließ seine Frau in gesegneten Umständen in Deutschland zurück. Die Dame hat nun, wie uns aus Deutschland berichtet wird, einem Knaben das Leben gegeben, ist aber selbst bei der Geburt gestorben. Unsere wärmste Anteilnahme ist unserm verdienten Mitbürger sicher . . .

Er konnte nicht weiter lesen; es wurde ihm schwarz vor den Augen. Da saß er, tausende Kilometer entfernt von der Heimat, indessen ging das Wesen zugrunde, das ihm das Teuerste war auf der Welt, das er vielleicht hätte retten können. Mühsam unterdrückte er seine Wutschreie. Was sollte er noch in Japan? Stehenden Fußes wollte er zum Kommandanten gehen, um seine sofortige Entlassung nach Europa zu verlangen.

In der Türe hielt er inne. Das ging doch nicht. Vor einer Stunde hatte er mit dem Kollegen besprochen, daß sie aus Sicherheitsgründen noch 10 Tage in Klausur bleiben müßten. Er konnte den Kommandanten höchstens telephonisch sprechen.

Wie aber begründen, daß er plötzlich fort wolle? Die Aufgabe war noch nicht gelöst. Angebahnt war die Lösung; aber gerade bezüglich der nächsten Schritte hatten die beiden Ärzte noch kein Programm entworfen. Konnte er dem Oberstleutnant sagen, er habe in der japanischen Zeitung gelesen . . .?

Warum war die Notiz blau angestrichen?

Er kehrte zu seinem Sessel zurück und zwang sich zum ruhigen Nachdenken. Das beste Mittel dazu — das wußte er aus langer Erfahrung — war die Pfeife. Nicht die kurze, nein, der Bruère-Kopf mit Wassersack und Weichselrohr. Die blauen Wolken nahmen ihm den Nebel vom Hirn weg.

Warum war die Notiz blau angestrichen?

Um den Leser aufmerksam zu machen.

Wer las diese Zeitung?

Hito. Jeder Offizier, jeder Mann hatte sein eigenes Zeitungspaket.

Konnte man voraussetzen, daß Hito am Tode seiner Frau Interesse nahm? Hito, der sie nicht kannte, der seine Stellung als unpersönliche, rein dienstliche Angelegenheit auffaßte, der seit Monaten bei ihm keinen Dienst mehr machte. Wer hätte für Hito diese Notiz blau anstreichen sollen?

Aus dem Verhalten des Dr. Yoghushiwa schloß er, daß man ihm mißtraue. Wer? Der Kollege und mit ihm alle seine Kameraden. Sie wußten nicht, kannte er die japanische Sprache oder nicht. Er behielt ein Zeitungsblatt tagelang und brachte dann als Frucht seiner Zeitungsstudien kindliche und kindische Zeichnungen. Das mußte doch auffallen.

Man hatte also den Artikel blau angestrichen, um seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Nun nahm er das Blatt nochmals zur Hand und überlas den Artikel aufmerksam. Seine Frau war bei der Geburt eines Knaben gestorben? Das war doch nicht möglich. Sie hatte ihm doch ausdrücklich geschrieben . . .

Ausdrücklich? Er holte den ersten Brief seiner Frau hervor. Ausdrücklich stand es nicht darin, aber so deutlich, daß ein Zweifel nicht möglich war für einen gebildeten Deutschen, der die Feinheiten der Sprache genau kannte, der mit den Umschreibungen vertraut war, mit denen Frauen der gebildeten Stände über derlei Dinge sprachen und schrieben. Die japanischen Spione, die den Brief gelesen, waren einfach über diese Stelle hinweg gegangen, ohne sie zu verstehen.

Daß er sie richtig verstanden, war klar. Sonst hätte seine Frau ihm in ihren folgenden Briefen auch von den Vorbereitungen erzählt, die sie getroffen, den erwarteten Erben würdig zu empfangen. Das wäre ihr mindestens so wichtig und mitteilenswert erschienen, als die Verlobung des Fräulein Kruse und die Zwillinge im Hause Negolin. Sie schrieb von ihren Toiletten, sie berichtete von jedem Stück Wäsche, das sie nachschaffte und jammerte dabei über die hohen Preise. Und da hätte sie ihm nie ein Wort über Kinderwäsche geschrieben? In den mehr als zehn Briefen, die er erhalten?

Sie hatte also nicht geboren. Und wenn sie nicht geboren hatte, konnte sie weder bei der Geburt noch im Wochenbett gestorben sein. Vielleicht war sie tot. Aber die Details der Nachricht waren falsch.

Er las den Artikel zum dritten Male.

Nein! Die ganze Nachricht war falsch! Es war das der Schlußstein des Katze- und Maus-Spiels, das der so höfliche, nette, liebenswürdige Kollege Yoghushiwa mit ihm spielte. Er war mißtrauisch und hatte zu diesem brutalen Mittel gegriffen, ihm die Maske vom Gesicht zu reißen. Der Kollege hatte die Nachricht in die Zeitung lanziert. Daß er großen Einfluß hatte, bewies doch der Umstand, daß er, Wieser, über Yoghushiwas Empfehlung nach Japan gerufen worden war. Die Lanzierung einer derartigen Tartarennachricht in eine Zeitung war für den Mann eine Kleinigkeit.

Wieser atmete tief. Er fühlte es wie eine Bergeslast sich von seiner Seele wälzen. Eine direkt übermütige Stimmung überkam ihn. Spielte die japanische Katze mit der Maus, ei nun, warum sollte die europäische Maus nicht mal mit der Katze spielen?

Unter dem Artikel war der Bericht eines Bootkampfes. Ein japanischer Sampan (Ruderboot) hatte mit einer eng-

lichen Schiffsjolle einen Wettkampf aufgenommen und nach dem Bericht des Blattes selbstverständlich gesiegt. Der Bericht war illustriert. Man sah den Sampan, wie er an der Jolle vorbeischoß.

Wieser schloß die Briefe seiner Frau ein, stopfte eine neue Pfeife, holte seine Zeichenmappe und zeichnete den Wettkampf ab. Aber er kopierte nicht sklavisch. Aus seinem Blatte ging mit derselben Deutlichkeit das Gegenteil dessen hervor, was man aus der Zeichnung der Zeitung herauslesen konnte.

Da klopfte es an seine Türe. Aha, jetzt kam der Jap und glaubte einen gebrochenen, verzweifelten Mann zu finden. Nun, der sollte schauen!

„Entschuldigen Sie mich, Kollege, daß ich Sie sitzend begrüße. Aber ich bin mitten in der Arbeit und da ..."

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Doktor. Was machen Sie denn?"

Wieser wies mit dem Finger direkt auf den blauen Strich. „Ich zeichne da den Wettkampf zwischen einem Sampan und einer Jolle."

„Aber Sie zeichnen es falsch", sagte der Japaner.

„Nein. Die Zeichnung da ist falsch. Denn ich halte es für ausgeschlossen, daß der Sampan mit seiner plumpen Bauart bei gleicher Bemannung eine größere Geschwindigkeit entwickelt, wie die schlanke, zugespitzte englische Schiffsjolle." (Fortsetzung folgt.)

Langendorf.

Ein kleines Kirchlein, das von Lautenburg aus alle drei bis vier Wochen Gottesdienst erhält. Nicht viel Deutsche mehr sind dort. Etwa 115 noch, alles in allem. Armselig, sehr armselig ist das Leben der Bauern dort. Zerfallene Häuser hier und dort zeigen, daß Armut herrscht. Von ihren paar sandigen Morgen Land könnten sie nicht leben. Langholz fahren sie für die großen Holzfirmen. Wald liegt ringsum sehr viel, Förstereien: hier eine versteckt an verschwiegenen Waldsee. Dort eine an der Fahrstraße und anderswo. Früher war's ein großes Gut. Es ist aufgeteilt und Kolonisten herbeigezogen worden. Seltsam aber aufgeteilt. So breit wie das Gehöft, so breit zieht sich hinter demselben der Streifen Landes hin, das dem Bauer gehört, 30—60 Morgen groß. Entsetzlich umständlich zur Bearbeitung und Bestellung des Landes. 4 Kilometer lang ist das Dorf. Sehr sandig die Fahrstraße. Im Winter allen Schneestürmen preisgegeben, fast verschneit und verweht. An der kongreßpolnischen Grenze liegt es. Die Menschen sind arbeitsam und sehr fleißig, auch im ganzen gutwillig. Besondere Arme auch gibt es, für die sie untereinander sorgen. Stirbt ein armer Mensch, dessen Begräbnis wird gemeinsam bestritten. Eine Sammelliste holt das Nötige zusammen bei Katholiken und Evangelischen. Eine große mehrklassige Schule ist neben der evangelischen Kirche. Zwei Lehrkräfte nehmen sich jetzt der Kinder an. Der Religionsunterricht der etwa 20 deutschen Kinder liegt brach, ist auf die Mitarbeit des Elternhauses angewiesen. Wie lange wird's dauern, dann kann man im Konfirmandenunterricht kaum noch etwas voraussetzen; am wenigsten deutsch lesen und schreiben.

Einen kleinen Ersatz für allen mangelnden Unterricht soll die kleine Sonntagsschule sein, die sich bei einem jungen Mädchen allsonntäglich sammelt, um evangelische Kirchenlieder und biblische Geschichten zu lernen, auch gemeinsam Spiele im Freien zu machen. Es kommt alles darauf an, den Kindern eine Sonntagswelt zu schaffen, in der sie sich heimisch fühlen und wo sie gern hinkommen, ganz von selbst in froher Erwartung. Nicht pauken und auswendig lernen ist die Hauptsache — froh beisammensein als Kinder, aufhorchend, lernend, anweisend, spielend. Kinder unter Kindern! Ein Ereignis für die Kinderwelt — die Bescherung der Armen zur Weihnacht. Das Vorbereiten und Rüsten — das Lernen von Gedichten — das Schmücken des Baumes — das Liedersingen. Frohe Opferwilligkeit und Teilnahme. Ein Ereignis für alle Evangelischen — die Einweihung der Gedächtnistafeln für im Weltkrieg Gefallene. Am 1. Osterfeiertag nachmittag. Die Ostersonne strahlte ins Kirchlein und wunderte sich ob des seltenen und seltsamen Ereignisses. Andere Lieder als sonst — ein Kriegswiegenlied — das Grab in Frankreich — als Sololieder. Gemeinsam erklangen „Morgenrot, Morgenrot" und „Ich hatt' einen Kameraden." Feierlich ernst und weihevoll der Moment, da die Hülle von der Tafel fiel und die Gemeinde sich erhob — die Namen der Gefallenen verlesen wurden und leise die Orgel spielt: „Es ist bestimmt in Gottes Rat" ... Ein Kind sagte ein Gedicht auf, das dem mütterlichen Sinne Ausdruck gab. Kränze wurden niedergelegt, eine Ansprache gehalten ... und dann der Ostergottesdienst ... Ostern 1924 in Langendorf. In aller Armut der Erden — Himmelsreichtum in Glaube, Liebe, Hoffnung!

Partecke.

Wie werden die Menschen der Zukunft aussehen?

Wenn man der Prophezeiung eines englischen Arztes Glauben schenken darf, so werden die Menschen der Zukunft einen nicht gerade erfreulichen Anblick darbieten. Sie werden, wie der Arzt ausführt, einen umfangreichen Kopf, einen kleinen Körper, dafür aber um so längere und breitere Füße haben. Die Vorhersage gründet sich in der Hauptsache auf die übereinstimmenden Erklärungen der Londoner Hutmacher und Schuster. Nach diesen Erklärungen verlangt die Kundschaft immer größere Hüte und Stiefel, und das Durchschnittsmaß der beiden Bekleidungsgegenstände erreicht heute schon eine Größe, die noch vor kurzem als Ausnahme gegolten hätte. Der englische Physiologe erklärt diese Erweiterung des Kopfmaßes damit, daß das Gehirn ständig an Umfang zunimmt und deshalb den Schädel zur Erweiterung zwingt. Die Füße müssen ihrerseits zwecks der Erhaltung des Gleichgewichts ihre Basis ebenfalls erweitern, während der Ersatz der Handarbeit durch die Maschine wesentlich dazu beiträgt, die Hände verkümmern zu lassen.

„Sterben die hübschen Frauen aus?"

Diese sehr ungalante Frage wirft ein englischer Künstler auf und glaubt sie — wenn auch mit Einschränkungen — bejahen zu müssen. Jeder Gang durch die Straßen zeigt, daß wirklich hübsche Züge bei der Damenwelt selten sind. Es sind weniger die Züge an sich, die die Frau von heute weniger hübsch erscheinen lassen, als die Frauen der Vergangenheit, sondern es ist der scharfe Ausdruck, die stärkere Markierung der Züge. Jene weichen, runden, in Licht und Schatten so reich modellierten Frauengesichter, die wir als das Schönheitsideal vergangener Zeiten auf allen Bildern sehen, finden sich häufiger nur noch auf dem Lande. Die Lieblichkeit der Züge ist einer gewissen Härte und Starrheit gewichen. Der Kampf ums Dasein, den die Frau aufgenommen hat, ihre leidenschaftliche Beschäftigung mit Dingen, die ihr früher verschlossen waren, wie Wissenschaft, Sport usw., sind für diese scharfen Linien und die nervöse Gespanntheit des Ausdrucks verantwortlich. Die Frauengesichter, die die alten Meister malten, ergreifen uns noch heute durch ihre Stimmung einer göttlichen Stille und Harmonie. Wenn also die Frauen sich zu einem weniger aufregenden Leben entschließen könnten, würden die hübschen Frauen sicherlich nicht aussterben."

Warum bringen Hufeisen Glück?

Die glückbringende Bedeutung des Hufeisens ist einer der verbreitetsten Aberglauben, und selbst in den aufgeklärten Großstädten findet man wohl noch hier und da an der Schwelle des Hauseinganges solch ein Glückszeichen. Man hat den Ursprung dieser Vorstellung in der Antike gesucht und auf die Rosse des griechischen Seegottes Neptun hingewiesen, die für heilig galten. Aber das glückbringende Hufeisen ist im eigentlichen Sinne ein germanischer Glaube und daher am natürlichsten aus der altgermanischen Rosseverehrung herzuleiten. Wodan ist das Pferd heilig, und in den altdeutschen Sagen, die den Göttervater unter der Gestalt des wilden Jägers feiern, spielt auch das Hufeisen seines Pferdes eine wichtige Rolle. Auch der Stoff war schon bedeutungsvoll, denn Eisen galt als ein Schutzmittel gegen böse Geister, gegen Krankheiten und Dämonen. Selbst die Nägel, mit denen das Hufeisen befestigt wird, hatten einen segenspendenden Einfluß. Etwas Geheimnisvolles lag auch in der Form des Hufeisens; es wurde nämlich in Zusammenhang mit dem mystischen Zeichen des „Drudenfußes" gebracht. Wie dieser nur wirksam ist, wenn seine offene Seite nach außen, die Spitze nach innen gerichtet ist, so glaubt man auch, daß das Hufeisen nur dann böse Geister und Unheil abwehrt, wenn es mit der Öffnung nach außen aufgenagelt wird. Wenn ein Hufeisen Glück bringen soll, dann muß es, nach einer anderen Sitte, genau so befestigt werden, wie es im Augenblick des Findens lag. Übrigens hat die Kirche schon früh im Mittelalter den heidnischen Glauben übernommen, und es finden sich häufig Hufeisen in und an Kirchen. Es gibt auch einen besonderen Heiligen, dem das Hufeisen geweiht ist, nämlich St. Eligius, den Hufschmied, und die „Legende vom Hufeisen", der Goethe eine so schöne dichterische Form verliehen hat, läßt auch Christus seine Aufmerksamkeit auf das am Wege liegende Hufeisen richten, das dadurch einen besonderen Glanz erhielt.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.